GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

„We don’t need this gender!“ Bericht zu einer Konferenz im Sudan

Hanafi El Siofi, Mona

2006

https://doi.org/10.25595/4350

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hanafi El Siofi, Mona: *„We don’t need this gender!“ Bericht zu einer Konferenz im Sudan*, in: Freiburger FrauenStudien : Zeitschrift für interdisziplinäre Frauenforschung, Jg. 12 (2006) Nr: 2, 311–322. DOI: https://doi.org/10.25595/4350.

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Mona Hanafi El Siofi

„We don't need this gender!"

Bericht zu einer Konferenz im Sudan

Vom 3.-5. Dezember 2005 fand in Khartoum/Sudan die Konferenz „*The Muslim Family and the Present Time Challeng*e" statt. Organisiert wurde diese in erster Linie von der Frauen-Sektion der *Omdurman Islamic University* und dem daran angeschlossenen *Family Studies Institute*. Unter den geladenen ausländischen Gästen aus Iran, Irak, Palästina, Saudi-Arabien und Ägypten waren auch zwei aus Deutschland: die Berliner Vertreterin einer muslimischen Frauenorganisation und ich. Ausschlaggebend für die Einladung meiner Person war, dass ich *Gender Studies* studiere. Der Kontakt kam durch meine Freundschaft zu einer der Mitorganisatorinnen zustande, die in Freiburg promovierte. Gewünscht wurde mein Kommentar zu einem Vortrag, der gegenüber internationalen Konventionen wie CEDAW[1], in Kraft getreten 1981, oder der Deklaration von Peking im Jahr 1995 kritisch Stellung bezog, und zwar v.a. zu deren ‚unvorteilhaftem' Einfluss auf die als ideal betrachteten Geschlechterverhältnisse innerhalb des Islam. Außerdem sollte ich über westliche Familienstrukturen aus Sicht aktueller *Gender*-Theorien sprechen: viel Programm also für die vorgegebenen 10 Minuten…

In Anbetracht der kurzen Redezeit ließ sich kein Raum für tief schürfendes Ausholen in Theoriewelten finden. Aufgrund geringer Vorinformationen ging ich außerdem davon aus, dass die Konferenz einen bescheidenen, einer studentischen Rednerin angemessenen Rahmen bieten würde. Als ich bei meiner Ankunft in Khartoum überraschend mit einem Auto vom Flugzeug abgeholt, zu den anderen Gästen in die VIP-Lounge geführt und später im Hilton-Hotel untergebracht wurde, kam schnell der Verdacht auf, dass ich mich in meiner Einschätzung bezüglich des Rahmens der Tagung grundlegend getäuscht hatte. So stellte sich auch am nächsten Morgen heraus, dass es sich bei dieser Konferenz um ein größeres nationales Ereignis handelte, denn entsprechend wurde sie vom derzeitigen Präsidentenberater miteröffnet und u.a. im sudanesischen Fernsehen übertragen. Teilnehmende waren hauptsächlich ProfessorInnen und DozentInnen nationaler Universitäten, aber ich sah daneben Vertreter des Militärs und ein Oberhaupt der christlichen Kirche vor

Ort, das ebenfalls einen Redebeitrag[2] halten sollte. Einige Tage nach der Konferenz berief die Direktorin der Frauen-Sektion der *Omdurman Islamic University* freundlicherweise eigens für mich eine Versammlung von Dozentinnen ein, um mir die Gelegenheit zu geben, im kleineren Rahmen miteinander zu sprechen.

Das nationale Gewicht, das dem Kongress im Sudan eingeräumt wurde, macht beispielhaft deutlich, wie viele MuslimInnen, insbesondere ärmerer Staaten, sich von dem als politisch, ökonomisch und/oder kulturell dominant erlebten ‚Westen' stark überfahren und herausgefordert fühlen. Die wahrgenommene Unterlegenheit mündet in einer verstärkten Re-Mobilisierung originärer eigener Werte und Weltanschauungen, v.a. also des Islam, um sich gegen diese Übermacht selbstbewusst zu behaupten und abzugrenzen. Zum einen allerdings erschwert die durchaus euphorisch vorangetriebene Rückbesinnung auf das Eigene teilweise die Bereitschaft, Kritik von innen ernsthaft zuzulassen. Zum anderen beeinträchtigt sie die Offenheit, berechtigte Einwände Außenstehender von dem Argwohn einer intentionalen, umfassenden Kolonisierung der Kultur und Lebensformen zu differenzieren. Beides wird mit dem Empfinden einer weiteren Schwächung verknüpft.

Umgekehrt muss man sich im ‚Westen' und ganz besonders in internationalen Kontexten wie den Vereinten Nationen hinsichtlich des Brennpunkts Frauen- und Geschlechterpolitik fragen, welche Beiträge dazu zu leisten sind, um dieses Defensivverhalten zu entkräften, das in sich kontraproduktiv für einen fruchtbaren Dialog ist. Für zentral halte ich dabei, anzuerkennen, dass MuslimInnen zwischen dem Islam als ihrer Religion und dem Verhalten muslimischer Menschen eine *für sie* wesentliche Unterscheidung treffen. Gerade Frauen schöpfen heute aus den Diskursen um die Revitalisierung des Islam und wie er – im Interesse ihrer Rechte und der Verbesserung ihrer Lebensbedingungen – praktiziert werden *sollte* Selbstsicherheit und Visionen für ihre Zukunft. Dies zu ignorieren, bedeutet, mögliche Anknüpfungspunkte für gemeinsame Ziele auszuschlagen.

‚Clash Of Civilizations'[3]

Die allgemeine Atmosphäre der Tagung in Khartoum vermittelte mir den Eindruck, dass die meisten TeilnehmerInnen das Verhältnis zwischen westlicher und muslimischer Welt als einen ‚*clash of civilizations*' à la Samuel Huntington empfinden. Viele RednerInnen nahmen eine zum Teil recht plakative, negativ konnotierte Abgrenzung des Westens gegenüber muslimischen Staaten vor[4] – wenn auch nicht ohne jede Selbstkritik. Dazu wurden in der Regel folgende Spannungsfelder benannt: die tief greifende Unterschiedlichkeit sozialmoralischer Werte und Verbindlichkeiten sowie die Durchsetzung bzw. die Wahrung von Eigeninteressen, Identität und Weltanschauungen.

Dem Westen unterstellte man vor allem eine Beliebigkeit sozialmoralischer Werte und Strukturen im Namen der Demokratie und Freiheit des Einzelmenschen. So wurde behauptet, dass man sich dort in öffentlichen Diskursen zwar häufig mit der Etablierung von individuellen oder Minderheiten-Rechten durch den Staat beschäftige, aber kaum fragte, welche Pflichten diesen Rechten entsprächen. Ein gemeingesellschaftlich bindendes Miteinander, gegenseitige Verantwortung und religiös orientierte Moral blieben im Westen also auf der Strecke, sogar in der Kindererziehung gehe es überwiegend um Bildung und nicht auch um die Vermittlung sozialer Werte. Einer der Hauptkritikpunkte war das geringe Vertrauen westlicher Staaten in Religion als gesellschaftliche Maßgabe. Verantwortlich für diesen Vertrauensverlust sei die Institution Kirche, die im historischen Rückblick weltweit so viel Schaden angerichtet habe. Für gut befand man, dass im Westen mittels humanitärer Einrichtungen niemand so leicht sich selbst überlassen bliebe und jedem Menschen eine Chance gegeben würde, sich in die Gesellschaft zu integrieren. Doch durch die neue Mobilität und insbesondere die Pluralität der Lebensstile habe der Wert von Familie erheblich an Substanz verloren, Kinder seien nicht mehr gern gesehen und Eltern vernachlässigten ihre Vorbildpflicht. Damit erklärte man die im Westen entsprechend oft beklagte Orientierungslosigkeit Jugendlicher, aus der sich vielschichtige soziale Probleme ergäben.

Im Tenor hielt man dagegen, dass aus islamischer Sicht zwischen dem Menschen als einem Individuum einerseits und als Mitglied einer Gruppe andererseits sehr viel mehr ausbalanciert werden müsse. Daher wurde für muslimische Länder positiv auf den hohen Rang und die Bedeutung festgelegter moralischer Werte und klar geregelter Sozialstrukturen abgehoben, als deren Basis und Hüterin die kleinste gesellschaftliche Einheit, die Familie, ausgemacht wurde. So gelte es diese unbedingt zu schützen vor den Folgen des machtvollen, weltweiten Homogenisierungsprozesses, der Globalisierung, die ökonomisch, intellektuell, kulturell und psychologisch vom Westen dominiert würde. Ausgehend davon, dass im Westen keine Rede von perfekten gesellschaftlichen Systemen sein könne, stieß auf großes Unverständnis, dass man vom Westen aus dennoch versuche, soziale ‚Unwerte' wie Konsum, Individualisierung und Egoismus, unehelichen Sex und Partnerschaften, legalisierte Abtreibung und Homosexualität in allen anderen Gesellschaften gezielt als fortschrittliche Errungenschaften zu implementieren und – oft unter dem Zeichen der allgemeinen Menschenrechte – sogar zu fördern. Aber gerade mit solchen ‚Unwerten' würden die für ideal befundene Struktur und Bedeutung der muslimischen Familie und damit letztlich das Fundament der Gesellschaft zerstört.

Vor diesem Hintergrund wurde Globalisierung – „wie ein Zug" – zwar als nicht mehr aufzuhalten verstanden, jedoch sei sie in eine für muslimische Gesellschaften angemessene Richtung zu lenken, indem man sich entsprechend vorbereite und auf sie einwirke, um negative Begleiteffekte gering zu halten. Eine Adaption westlicher Systeme stehe aus den zuvor genannten Gründen außer Frage.

Um den ungewollten Folgen der Globalisierung standhalten zu können, äußerte man, dass es einer „starken inneren Persönlichkeit" bedürfe und dazu sei gewissermaßen eine „Modernisierung", v.a. im Sinne einer Revitalisierung islamischer Prinzipien innerhalb der muslimischen Familie vonnöten. Denn nach dem Motto „wir übernehmen vom Westen nur das Schlechte und lassen das Gute beiseite", sei auch in muslimischen Gesellschaften für viele Menschen beispielsweise Konsum und Geld mittlerweile wichtiger geworden als sozialmoralische Werte; so entzögen sich heute besonders Männer der Pflicht und Verantwortung ihren Familien gegenüber. Oder aber es würden, aufgrund blind übernommener Traditionen, Frauen nicht die Rechte eingeräumt, die ihnen vom Islam her zustünden. Folglich schloss man, es sei islamischen Grundsätzen widersprechenden Traditionen oder anderen Verhaltensweisen mit unzweckmäßigen oder sogar schädlichen Auswirkungen auf die gesellschaftliche Gesamtsituation bzw. auf Frauen unbedingt entgegenzuarbeiten.

In diesen letzteren Zusammenhang gehörte der in einem sonst eher theoretisch gehaltenen Programm auffallende Vortrag einer saudi-arabischen Ärztin und Menschenrechtlerin, die überaus konkret von unhaltbaren Zuständen in ihrem Land wie z.B. brutalster körperlicher Gewalt gegen Frauen berichtete. Allerdings durfte sie – als einzige – ihre Rede nicht zu Ende halten: ob zu ihrem eigenen Schutz oder weil man nun doch nicht zu sehr mit unangenehmen Realitäten aus den eigenen Reihen konfrontiert werden wollte o.ä., ließ sich nicht nachvollziehen. Dessen ungeachtet gab es aber auch vereinzelte Stimmen im Publikum, die statt des Skizzierens bloß angestrebter Idealzustände die dringende Notwendigkeit einer fassbareren kritischen Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Problemen forderten, um daraus umsetzbare Handlungsoptionen erarbeiten zu können – damit die Zielsetzung dieser Konferenz weiter getragen und praktisch umgesetzt würde.

Zusammenfassend lässt sich also sagen, dass sich auf dieser Tagung ein Konsens für ein grundlegendes „*reordering*" des Islam zu einer angemessenen modernen Form abzeichnete, um sich gegen die negativen Einflüsse aus dem Westen zu wappnen. Dabei sei aber darauf zu achten, dass sich der Islam dadurch nicht zu „etwas Anderem" verändere, denn man müsse ihn so nehmen, „wie er ist".[5] Mit diesen Worten wies man eine Teilnehmerin zurecht, die sich wohl zu ‚ausufernd' über eine Anpassung des Islam an die heutige Zeit geäußert hatte.

Geschlechterverhältnisse – ‚Gleichheit durch Differenz'

Zentrale Inhalte der Konferenz waren – wie vorangehend angesprochen – die Folgen der Globalisierung und internationaler Konventionen für die Struktur der muslimischen Familie respektive der Geschlechterverhältnisse bzw. Geschlechtsidentitäten.

Die TeilnehmerInnen der Konferenz stimmten darin überein, dass weltweit vor allem Frauen gegen Unterdrückung und Ungerechtigkeiten gestärkt und unterstützt werden müssten. Man war sich aber ebenfalls einig, dass der Westen seine kulturhistorisch anders begründbaren Probleme zur Priorität aller Gesellschaften mache – unabhängig von deren kulturellem Hintergrund – und daraus die Entwicklung universell gültiger Direktiven beanspruche. Dies offenbare sich beispielsweise in Dokumenten wie CEDAW oder der ‚Übereinkunft' der UN-Weltfrauenkonferenz von Peking, die von westlichen Konzepten auf allen Ebenen durchdrungen seien: Berechtigte Einwände anderer Staaten zu einzelnen Punkten seien unter Androhung der Streichung finanzieller Zuwendungen vom Tisch gefegt worden, berichteten ägyptische Frauen, die an der Konvention mitgewirkt hatten. Dies widerspreche jedoch der Berücksichtigung religiöser und kultureller Charakteristiken, die in der UN-Charta schriftlich niedergelegt wurden. Man könne sich international auf bestimmte Prinzipien einigen, aber diese sollten ebenso wie Methodik und Vorgehensweise die Souveränität der beteiligten Staaten achten, insbesondere sofern sie religiöse und kulturelle Eigenheiten berührten.

In mehreren Redebeiträgen wurde darauf hingewiesen, dass es nachvollziehbar und zu befürworten sei, dass sich die Frauen im Westen aufgrund entsprechender historischer Entwicklungen gegen ihre Benachteiligungen durch das Patriarchat erhoben hätten. Doch vor allem der Feminismus als radikale Bewegung stachele Frauen gleichsam zu einem „Krieg" gegen Männer auf und habe – in der Umkehrung – *deren* Beherrschung zum Ziel. Eine Gesellschaft, die aus Frauen *und* Männern bestehe, müsse jedoch von ihnen zusammen gestaltet werden. Daher sei eine planmäßige Diskriminierung von Männern abzulehnen.

Die Begriffe ‚*feminism*', ‚*women liberators*', ‚*the West*', ‚*the Western view*' und ‚*Western civilization*' (und ‚Globalisierung') wurden auf der Konferenz meist in Eins gesetzt. So wurde des Öfteren betont, dass ‚der' Feminismus bzw. ‚der' Westen physiologische Unterschiede zwischen Männern und Frauen in ihrer Funktionalität für die Gesellschaft ignoriere, und dabei insbesondere die Bedeutung der Mutterschaft für deren Fortbestand. Befremdung erregte auch die Beobachtung, dass Männlichkeits- und Weiblichkeitskonzepte aus westlicher Sicht ausschließlich auf soziale Umwelt und Erziehung zurückzuführen seien. Unter dem Schlagwort *gender*[6] und mit der Forderung nach „*total equality*" negiere man relevante biologische Unterschiede zwischen den Geschlechtern und wolle sie einebnen. Auch

die (Kern-)Familie stelle in der westlichen Perspektive demnach eine *nur* künstlich-kulturelle und keine natürliche Institution dar, die darüber hinaus als inzwischen überholt betracht werde. Da der Feminismus es ablehne, wenn Frauen sich schwerpunktmäßig Mutterschaft und Reproduktion widmeten, vertrat man auf der Konferenz die Auffassung, dass er Lesbianismus[7] und in diesem Zusammenhang künstliche Befruchtung bei Kinderwunsch als taugliche Alternativen zur herkömmlichen Familie unterbreite. Die vom Feminismus propagierte ökonomische Unabhängigkeit der Frau durch bezahlte Erwerbsarbeit diskriminiere Schwangere und Mütter mit Kindern zusätzlich[8], weil man im Westen ‚nicht-arbeitende' Mütter bzw. Frauen mit einem negativen Stereotyp belegt habe. Im Westen würde im Gegensatz zu muslimischen Gesellschaften nur bezahlte Arbeit innerhalb der öffentlichen Sphäre als ‚echte' Arbeit anerkannt; Mutterschaft, Kindererziehung und Hausarbeit zählten hingegen nicht als solche. Insgesamt gehe es im Westen folglich um eine Art der Gleichstellung, die auf der Angleichung („*similarity*") der Geschlechter beruhe und in Unterschiedslosigkeit münden solle. Auf diese Weise aber würde, so der Konsens, die muslimische Familie als solide Ordnung ausgeglichener, gegenseitiger Verantwortung kollabieren.

Aus islamischer Sicht könnten Frauen und Männer nicht als unterschiedslose Individuen herausgestellt werden, wie es im Westen mit dem „*call for unisex*" der Fall sei – darüber war man sich einig. Frauen und Männer müssten neben ihrer menschlichen Individualität unbedingt auch ihre geschlechtliche Identität wahren, aus der sich ihre Aufgaben für eine intakte und ausgewogene Gesellschaft ableiteten. Als Individuen bzw. als „Geschwister" teilten Frauen und Männer selbstverständlich gewisse fundamentale Rechte und Pflichten; aber aufgrund ihrer Geschlechtsidentität („*sex*") hätten sie eben natürlicherweise unterschiedliche, komplementäre Rechte und Pflichten.

Diese Anerkennung psycho-physiologischer Unterschiede zwischen den Geschlechtern behaupte aber keinesfalls eine Überlegenheit bzw. Unterlegenheit des einen Geschlechts gegenüber dem anderen. Doch jede Institution benötige einen *leader* – so auch die Familie. Im Islam sei dem Ehemann diese Verantwortung übertragen worden, die Familie nach außen hin zu vertreten und zu beschützen; des Weiteren sei der Ehemann allein zum Unterhalt der Familie verpflichtet, selbst wenn seine Frau vermögend sein sollte. Im Gegenzug habe die Frau die Hoheit im Inneren des Hauses und ihr sei die bedeutsamste Aufgabe innerhalb der Familie und der Gesellschaft, das Aufziehen der Kinder, übereignet. Freilich aber müssen die Familie betreffende Entscheidungen sowohl nach außen, als auch nach innen – und insbesondere was die Kindererziehung anbelange – auf der Grundlage des gegenseitigen Einverständnisses der Eheleute geschehen, um die Balance zu wahren. Das Paar müsse sich in allen aufkommenden Fragen einigen. Dabei setze sich mal die Ehefrau, mal aber auch der Ehemann durch. Gelänge keine Übereinkunft, müsse die erweiterte Familie das Paar dahingehend unterstützen. Als wegweisend diene dabei der Koran.

Ein weiteres Beispiel, das angeführt wurde, um die hervorgehobene Stellung der Frau im Islam bzw. innerhalb der muslimischen Familie zu belegen, war die Unterhaltspflicht des Ehemannes auch im Falle der Scheidung – das eheliche Heim sei ohnehin Eigentum der Frau. Wolle hingegen die Ehefrau ihr Anrecht auf Scheidung durchsetzen, müsse sie nur ihr Brautgeld und die Geschenke ihres Mannes zurückgeben. Außerdem habe die Frau unbedingt das Recht, ihren Ehemann selbst zu wählen, ansonsten sei die Ehe für ungültig zu erklären. Darüber hinaus garantiere der Islam der Frau den Anspruch auf Teilnahme am öffentlichen Leben. Sie habe auf allen Ebenen grundsätzlich vollständige Rechts- und Geschäftsfähigkeit. Im Islam gebe es nicht nur ein Recht, sondern vielmehr eine Pflicht zur Bildung für beide Geschlechter. Ebenso könne die Berufstätigkeit von Frauen nicht ausgeschlossen werden, solange sie ihre Pflichten innerhalb der Familie nicht vernachlässigen.

An beispielhaften Ausführungen wie diesen sollte auf der Konferenz vor allem deutlich gemacht werden, dass es – im Gegensatz zum Westen – in muslimischen Ländern gar nicht um den Kampf für grundlegende Rechte von Frauen gehe. Der Islam selbst sei in seinen Grundsätzen kein patriarchales System, sondern ein System, das sich auf Balance und Fairness gründe. In muslimischen Staaten also müssten aus Sicht der meisten RednerInnen vielmehr *Strategien* zur Durchsetzung der seit 1400 Jahren durch den Islam garantierten Frauenrechte auf der Agenda stehen.

Entsprechend dieser Ablehnung westlich geprägter Gleichstellungspolitik beanstandete man auf der Tagung des Weiteren, dass z.B. CEDAW in Artikel 4 nur dann eine positive Diskriminierung von Frauen hinsichtlich ihrer Geschlechtsidentität („*se*x") erlaube, wenn die Umstände es erforderlich machten. Angesichts der Vielfalt historisch gewachsener sozialer und religiöser Hintergründe in den Staaten weltweit sei man demgegenüber in muslimischen Ländern davon überzeugt, dass die Möglichkeit der positiven Diskriminierung von Frauen in CEDAW oder ähnlichen Konventionen eine *Regel* und keine Ausnahme bilden müsse. Die Forderung, dass Frauen und Männer Gleichheit („*equality*") bzw. Gleichbehandlung durch Unterschiedslosigkeit – und nicht, wie im Islam, Balance gerade im Hinblick auf ihre Differenz – erreichen sollen, sei ein reines „*key topic*" des Westens, das auf dessen Individualismus-Konzept basiere und der Mehrheit aller anderen Gesellschaften aufgezwungen werde.

…und was hatte ich beizutragen?

Mein Kommentar bezog sich auf einen Vortrag, der internationale Konventionen hinsichtlich ihrer Folgen für die Struktur muslimischer Gesellschaften, insbesondere mit Blick auf die Geschlechterverhältnisse innerhalb der Familien, negativ kritisierte. Ich bat zunächst darum, zu berücksichtigen, dass man im Westen den Globalisierungsprozessen nicht nur wohlwollend gegenüber stünde und es durchaus Stimmen gäbe, die z.B. den Verlust kultureller Vielfalt fürchteten. Globalisierung fordere auch dort ihre Opfer, wie es sich beispielsweise in den steigenden Arbeitslosenzahlen belegen ließe, die u.a. als eine Folge der Internationalisierung von Großkonzernen zu betrachten seien.

Das Engagement des Westens für eine weltweite Verbesserung der wirtschaftlichen, sozialen und rechtlichen Situation von Frauen solle überdies nicht durchweg als der imperialistische Versuch einer „kulturellen Kolonialisierung aus rein ökonomischen Interessen" verstanden werden, wie es z.B. in dem von mir zu kommentierenden Vortrag der Fall sei. Ich empfände es zwar als berechtigt, wenn man zum Erreichen dieser Zielsetzung nicht einfach unhinterfragt westliche Weltanschauungen übernehmen wolle, allerdings müsse man sich darüber hinaus unbedingt auch den problematischen Lebensrealitäten in den eigenen Gesellschaften stellen. Zudem sei es sicherlich günstig im offenen Dialog miteinander zu bleiben, um gegenseitige Vorurteile abzubauen.

Dem Vortrag zufolge vertritt man im Westen vielfach die Meinung, man müsse sich von ‚klassischen' sozialen Geschlechterrollen lösen, um in jeder Hinsicht eine Gleichbehandlung aller Individuen nur auf Grundlage ihrer persönlichen Fähigkeiten durchzusetzen; das betreffe auch die Aufgabenverteilung innerhalb von Familien bzw. Partnerschaften. Meinem Eindruck nach ging die Rednerin jedoch davon aus, dass sich jenes „*personal ability model*" – wie sie es bezeichnete – bereits weitgehend durchgesetzt habe, da sie weiter fragte, weshalb muslimische Länder sich das zu ihrem Vorbild machen sollten, was auch im Westen nicht zu einer Lösung sozialer Probleme wie u.a. Ungerechtigkeiten oder Gewalt gegen Frauen geführt habe. Hierzu versicherte ich, dass aus der Perspektive aktueller feministischer oder *Gender*-Theorien von einer allgemeinen Durchsetzung dieses Denkansatzes in der Praxis der Geschlechterbeziehungen in westlichen Gesellschaften keine Rede sein könne. Vor allem werde im Hinblick auf seine Umsetzung eher beklagt, dass es sich bei Gleichstellungspolitik bis heute vorwiegend um eine rein *rhetorische* Politik handele.

So liege beispielsweise das gelebte Modell durchschnittlicher westlicher Familien oder Partnerschaften gar nicht so weit von den muslimischen Idealen entfernt: In erster Linie sorgten die Männer für das Familieneinkommen – zum einen, weil sie aufgrund der herkömmlichen gesellschaftlichen Strukturen die besseren Jobs bekämen und mehr Geld verdienten, zum anderen, weil dies auch in den Köpfen häufig noch so verankert sei. Trotzdem übten die meisten Frauen im Westen einen Beruf

aus. Dies täten sie jedoch nicht ausschließlich aus Karrierebestrebungen, sondern auch um am öffentlichen Leben partizipieren und ihre Interessen verwirklichen zu können. Viele Frauen müssten schlicht aus ökonomischen Gründen dazuverdienen. All dies seien jedoch Motive, die sich genauso unter Frauen aus muslimischen Ländern wieder finden ließen. Gleichzeitig seien es im Westen in der Regel ebenfalls die Frauen, die sich, zusätzlich zu ihrer Berufstätigkeit, vornehmlich um den Haushalt und die Kinder kümmerten – eine Situation, die man mit dem Begriff „Doppelbelastung" ausdrücke. Daher setze man sich im Westen für mehr Gleichberechtigung auch innerhalb von Familien und auf der gesellschaftlichen Ebene (z.B. für eine Verbesserung der Kinderbetreuung) ein, um Frauen zu entlasten. Allerdings strebe man ebenso den grundlegenden Wandel der bisherigen Gesellschaftsstruktur an, um zukünftig eine Benachteiligung aufgrund der biologischen Geschlechtszugehörigkeit, insbesondere die der Frauen, auszuschließen. Denn noch immer könnten Frauen nicht so leicht in höhere Positionen beispielsweise in der Politik, der Wirtschaft oder den Universitäten aufsteigen. Mit der soziostrukturellen Dominanz der Männer erkläre man oft auch andere Missstände wie z.B. Gewalttaten gegen Frauen. Und selbst wenn man in muslimischen Ländern vielleicht nicht ganz unbegründet den Eindruck habe, dass diese Lösungsmöglichkeiten für soziale bzw. geschlechtsgebundene Schieflagen vom Westen derzeit ebenso auf globaler Ebene als die einzig möglichen gehandelt würden, solle man sie deshalb nicht von vornherein als negativ bewerten oder nur schlechte Absichten unterstellen.

Abschließend hatte ich noch ein Beispiel aus dem zu kommentierenden Vortrag aufgegriffen, in dem die Rednerin festgestellt hatte, dass das Dokument von Peking u.a. zu Geschlechtsverkehr außerhalb der Ehe ermutige, indem es die Unterstützung von Frauen und Mädchen mit unehelichen Kindern durch die Gesellschaft verlangt: Das sei eine Sichtweise, die ich nicht nachvollziehen könne, denn indem man auf der Ausgrenzung dieser Frauen und Mädchen sowie ihrer Kinder beharre, würde man sicherlich nicht die sozialen Ursachen der ohnehin problematischen Situation solcher Frauen und Mädchen beseitigen. Wolle man wirklich etwas dagegen unternehmen, sollte man sich der Ursachen annehmen, anstatt sich mit der Behauptung aufzuhalten, dass internationale Konventionen wie das Peking-Papier nur für westliche Gesellschaften mit entsprechenden Moralvorstellungen geeignet seien. Eine Eingliederung jener Frauen und Mädchen sowie ihrer Kinder in die Gesellschaft habe nichts mit dem Übernehmen westlicher Moralvorstellungen zu tun, es gäbe genauso islamische Werte, auf die man sich diesbezüglich berufen könne.

Entgegen meinen Befürchtungen gab es durchaus Stimmen, die meinen Beitrag positiv bewerteten oder – angesichts des sonst eher einträchtigen Meinungsbilds – als willkommene Diskussionsanregung betrachteten.[9] Es wurde jedoch auch der Vorwurf laut, ich hätte mich grundsätzlich nur für die Position des Westens stark gemacht – nicht zuletzt verursacht durch Missverständnisse aufgrund von Sprachproblemen[10]. Als Hauptkritikpunkt entpuppte sich meine ‚Blauäugigkeit' im

Hinblick auf die Annahme des rein guten Willens der westlichen Vertretungen bei der Durchsetzung ihrer Strategien und Weltanschauungen in internationalen Konventionen. Offensichtlich sei, dass diese Vertretungen andere Perspektiven weder respektierten noch zuließen.

„We want identity, not equality!"

In dem Plenum, das einige Tage nach Konferenzende an der Frauen-Sektion der *Omdurman Islamic University* für mich einberufen wurde, stellte ich den anwesenden Dozentinnen u.a. die Frage, was Leute aus dem Westen über sie erfahren sollten:

Kritisiert wurde von den anwesenden Frauen zunächst, dass man im Westen nichts über die tatsächlichen Verhältnisse in muslimischen Ländern wisse, da es darüber kaum ernstzunehmende Untersuchungen gäbe. Das Leben in muslimischen Ländern käme den Menschen im Westen auch deshalb „merkwürdig" vor, weil man eine grundverschiedene Art von Gesellschaft habe. Beispielsweise seien nicht die Geschlechterverhältnisse im Islam problematisch, sondern nur die *Umsetzung* der islamischen Grundsätze in der Gesellschaft – wenn man im Westen die islamische Religion genau studieren würde, wäre dies bekannt. Im Westen aber stammten die Informationen größtenteils von OrientalistInnen, die sich mit dem Islam meist nur soziohistorisch beschäftigten, nicht jedoch mit der eigentlichen Lehre. So würden mit falschen Schlussfolgerungen auch falsche Vorstellungen über die islamische Religion produziert. Daher sei es die Aufgabe der Muslime das zu berichtigen.

Anschließend war es den Frauen wichtig zu sagen, dass ihnen im Koran eine eigene *Sura* (Kapitel) gewidmet sei und es viele Aussprüche (*hadith*) des Propheten Muhammad gebe, die sich mit dem respektvollen Verhalten gegenüber Frauen befassten. Das zeige, wie sehr sie im Islam als Frauen geachtet würden – hier seien sie, im Gegensatz zu den westlichen Frauen, nicht „*number two*".

Insbesondere vertraten die Dozentinnen die Ansicht, dass sich mit der islamisch orientierten Regierung (seit dem 30.06.1989) für Frauen im Sudan vieles verbessert habe, vor allem ihre Bildungsmöglichkeiten. Bildung fördere auch aus der Sicht des Islam die „*open-mindedness*" beider Geschlechter. Desgleichen könne man seit 1989 einen Rückgang der „*bad habits*" verzeichnen, also v.a. der Traditionen, die nicht mit dem Islam zu vereinbaren und Ursache vieler sozialer Probleme seien. Die größten Feinde der Frauen seien nicht die Männer, sondern allem voran die Armut und mangelnde Bildung, was aber für Frauen *und* Männer gleichermaßen gelte. Außerdem gäbe es im Sudan sehr viele Frauen in hohen Positionen, auch verheiratete Frauen mit Kindern; darüber hinaus bekämen sie das gleiche Gehalt, wenn sie die gleiche Position wie ein Mann innehätten. Und selbst wenn Frauen mehr verdienten als ihre Männer, dürften diese nichts von ihrem Geld beanspruchen,

denn die Frau könne aus islamischer Sicht – im Unterschied zum Mann – mit ihrem Vermögen machen, was sie wolle.

Ein weiterer wichtiger Punkt war für die Frauen auch, dass mit den jeweiligen Regelungen für die beiden Geschlechter innerhalb des Islam im gesellschaftlichen bzw. familiären Leben ihre entsprechende biologische Disposition berücksichtigt würde. Deshalb, folgerten einige der Frauen sehr entschlossen, würden sie keinesfalls den „*total equality*"-Forderungen des Westens Folge leisten, da sie dadurch ihrer Identität als Frauen beraubt würden und ihre besonderen Rechte verlören: „*We want identity, not equality!*" Frauen und Männer ergänzten einander perfekt. Wo käme man denn mit *gender*[11] hin? Beide Geschlechter sollten den ihnen angemessenen, natürlichen Platz in der Gesellschaft einnehmen, sonst werde diese im sozialen Chaos versinken, wie es im Westen offensichtlich der Fall sei: „*Please tell them, we are not stupid – we don't need this gender!*".

Anmerkungen

1 CEDAW = **C**onvention on the **E**limination of all forms of **D**iscrimination **A**gainst **W**omen

2 Den Redebeitrag des christlichen Vertreters habe ich leider verpasst.

3 Der folgende Text entstand vorwiegend aus meinen Mitschriften zu ausgewählten Vorträgen und zu vereinzelten Wortbeiträgen aus dem Publikum.

4 So wurde auch im Rahmenprogramm der Konferenz häufiger betont, dass aus ideellen Gründen die Produkte muslimischer Staaten nach Möglichkeit zu bevorzugen seien: Beispielsweise wiesen bei der Verköstigung manche Gäste sehr wohlwollend darauf hin, wenn insbesondere keine US-amerikanischen Limonaden serviert wurden, sondern nur sudanesische Fabrikate.

5 Bei allem Respekt dafür, dass man auf dieser Konferenz auf eigenen Ansätzen mit selbstkontrollierten Lösungen für gesellschaftliche Probleme bestand, empfand ich diese Formulierung doch als eher unangenehm, weil damit im Grunde nur *eine* mögliche Sicht auf den Islam behauptet wurde… Ich bin der Ansicht, dass Sachverhalte niemals unhinterfragbar einfach ‚sind', sondern mit der Art und Weise ihrer Auslegung durch Individuen unterschiedlich erscheinen. Sie werden innerhalb eines spezifischen soziohistorischen Kontextes interpretiert und produzieren damit zeitlich und oft auch räumlich gebundene gesellschaftliche (Mainstream-)Diskurse über sie (mit).

6 Der Begriff „*gende*r" wurde während der Konferenz immer synonym für die Forderung nach der Gleichstellung von Männern und Frauen im Sinne einer Unterschiedslosigkeit (*total equality*) gebraucht.

7 Zitiert wurde „*If feminism is the theory, lesbianism is the practic*e".

8 Für mehrere TeilnehmerInnen war es nicht nachvollziehbar, weshalb man gerade diese Frauen noch unter Druck setzen sollte, für Geld arbeiten zu gehen – „*that's not fair!*"

9 U.a. bekräftigte mich eine Zuhörerin in meiner Ansicht, dass es sehr wichtig sei, sich mit den realen Verhältnissen in muslimischen Gesellschaften zu beschäftigen und fand das Beispiel von Mädchen mit unehelichen Kindern gut aufgegriffen. Eine andere Frau erklärte mir später, sie sei über meine Schilderung der Situation der Frauen im Westen erschrocken, da sie immer geglaubt habe: „*Western women are strong…*"

10 Ich hielt meinen Vortrag auf Englisch, da mein Arabisch hierfür nicht ausreichte.

11 Vgl. Fußnote 6.